

## Kommentar zur Österreichischen Historikerinnen- tagung in Klagenfurt, 26. September — 2. Oktober 1991

Erna Appelt

Ein Spätsommertag in Klagenfurt; Zeit für Tagungen und Kongresse. Etwas verloren stehen einige Historikerinnen beim Eingang der Uni Klagenfurt herum, auf der Suche nach dem Tagungsort der Historikerinnen-  
tagung. Hartnäckigkeit wird belohnt; nach einigem Herumfragen entdecken wir nicht nur zwei voll beladene Büchertische, sondern auch ein liebevoll hergerichtete Buffet.

Um 14 Uhr wird die Tagung von Andrea Lauritsch und Jutta Menschik eröffnet. Allerdings, die Freude ist getrübt. Nur wenige Frauen haben sich eingefunden. Der Arbeitsaufwand war enorm: Alle österreichischen Forscherinnen waren angeschrieben worden; Geld war aufgetrieben, Räumlichkeiten waren zur Verfügung gestellt worden. Jedoch die Resonanz war gering und die Enttäuschung groß.

Das Mißverhältnis zwischen einer sorgfältig, mit viel Engagement vorbereiteten Tagung und der geringen Akzeptanz des gebotenen Forums wirft eine ganze Reihe von Fragen auf; Widersprüche auf mehreren Ebenen können transparent gemacht werden:

Nach 20 Jahren Frauenbewegung ist es in den österreichischen Universitätsstädten in einem sehr unterschiedlichen Ausmaß zur „Institutionalisierung“ von feministischer Forschung und Lehre gekommen. Diese Institutionalisierungsansätze bzw. -versuche sind freilich in sich selbst schon widersprüchlich: Einerseits kommen viele Frauen erst auf der Universität mit Frauenforschung und/oder feministischer Theorie in Berührung. Andererseits schafft jede — auch noch so bescheidene — Institutionalisierung Distanz zu jenen Frauen, die sich als Bewegungsfrauen verstehen. Auch wenn sich die Frauenbewegung längst von der Straße zurückgezogen hat und ihren Interessen selbst in unzähligen „Bewegungsinstitutionen“ nachgeht, so gibt es nach wie vor ein Mißtrauen „autonom“ Frauen gegen jede Etablierung von feministischen Anliegen innerhalb männerbündischer, hierarchischer Institutionen. Und die Distanz zu den Zentren der politischen Macht ist in der „Provinz“ tatsächlich wesentlich größer als in Wien, wo feministische Frauenforscherinnen freilich — auch im eigenen Selbstverständnis — und vor allem im Vergleich zu dem „herrschenden“ Wissenschaftsbetrieb marginalisiert sind. Der Widerspruch zwischen dem Wunsch nach möglichst eindeutigen Deutungsmustern und einer gesellschaftlichen Realität, die die Veränderung des Geschlechterverhältnisses zu einem überaus lang-

wierigen Prozeß macht, tritt umso mehr zutage, je schwieriger eine Kommunikation zwischen „Bewegungs-“ und „Institutionsfrauen“ herzustellen ist.

Diese Widersprüche sind struktureller Natur. Sie werfen ein Licht auf die ganz reale Marginalisierung von Frauen in unserer Gesellschaft. Sie finden sich aber in allen beteiligten Frauen auf einer ganz persönlichen Ebene wider, in ihren persönlichen Lebensgeschichten, in ihrer Verankerung in einem „Subsystem“, das quer zu den bestehenden Machtverhältnissen liegt und das sich doch im gegebenen Geschlechterarrangement orientieren und bewegen muß.